

VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 18

Schwerpunkt: Konzepte sexueller Gesundheit

vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert

Herausgegeben von

Marina Hilber, Michael Kasper, Elisabeth Lobenwein,

Alois Unterkircher und Alfred Stefan Weiß

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2019



Christiane Hoth, Eichstätt (Rez.)

Lina GAFNER, Schreibaarbeit.
Die alltägliche Wissenspraxis eines Bieler Arztes im
19. Jahrhundert
 (Tübingen 2016: Mohr Siebeck), 290 S., EUR 59,00.
 ISBN 978-3-16-154908-3

Lina Gafner untersucht in ihrer 2016 erschienenen Dissertationsschrift die Schreibaarbeit des Bieler Arztes Cäsar Bloesch (1804–1863), indem sie dessen zwischen 1832 und 1863 niedergeschriebenes, insgesamt 55 Bände umfassendes Praxisjournal¹ in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellt. Diese bisher in der Forschung unbeachtete Quelle bietet den Leserinnen und Lesern nicht nur einen Blick auf die alltägliche Praxis eines Schweizer Arztes im 19. Jahrhundert, sondern erlaubt auch Erkenntnisgewinn über dessen Blick auf seine Zeit, die Entwicklungen der Medizin und seine habituelle Verortung innerhalb einer sich verändernden bürgerlichen Gesellschaftsordnung.

Nach seinem Studium in Zürich und Göttingen und Aufhalten in Berliner und Pariser Klinken kehrte der 1804 in Biel geborene Cäsar Bloesch 1827 in seine Schweizer Heimatstadt zurück, wo er bis zu seinem Tod 1863 eine eigene Praxis betrieb und darüber hinaus für die Liberal-Konservativen in der Kommunalpolitik tätig gewesen war. Die vermeintlich zunächst sperrige Quelle des umfassenden Ärztejournal gibt Aufschluss über die „Strukturierung von Erfahrung, der Organisation, Verwaltung und Produktion von Wissen und wird deshalb als ein Resultat schriftlicher Wissenspraktiken verstanden“ (S. 7 f.), so das zentrale Argument Gafners.

Interessant ist Gafners Studie auch hinsichtlich des Untersuchungszeitraums, gilt in der Historiografie die Zeit vor der Ära der Bakteriologie, die kurz nach Bloeschs Tod beginnt, „als toter Winkel“ (S. 3). Mehr noch: Gafner konstatiert für die Mitte des 19. Jahrhunderts gar eine „Wissenskrise“ in der Medizin (S. 15), was einer Vielzahl konkurrierender Theorien geschuldet scheint.

Im ersten Teil wird insbesondere die Hauptquelle, das Praxisjournal Cäsar Bloeschs, nach der alltäglichen Buchführung befragt. Hier steht im Vordergrund, *wie* der Bieler Arzt durch Dokumentation seiner eigenen täglichen Erfahrung ein so umfangreiches Schriftkorpus schaffen konnte. Das Journal, verstanden als Tagebuch, diente Bloesch „als Erinnerungsstütze, zur Patientenverwaltung, aber auch dem Fortschritt der Wissenschaft und dem Ansehen“ (S. 45). Äußere und innere Quellenkritik im Wechsel, kommt Gafner zu dem Schluss, dass sich Bloeschs alltägliche Praxis des Schreibens im Laufe der Zeit stark verändert hat: So wurde die Länge der Einträge immer gleichmäßiger und routinierter, Rhetorik und Schriftbild pendelten

1 Vgl. StadtABiel, 4 A 1, Nachlass C. A. Bloesch, Tagebuch ärztlicher Besuche und Verordnungen, (1832–1863) 55 Bde.

sich mit der Zeit ein, die Perspektive der Kranken reduzierte sich mit der Zeit, Bloesch führte Abkürzungen ein und ließ Verben weg. Weitere Primärquellen des Arztes geben darüber Aufschluss, dass Bloesch am Krankenbett mit Notizen verfuhr, die er abends für das Journal in Reinschrift brachte.² Die Autorin liest das Praxisjournal abschließend als Programm, „welches sowohl das freie Schreiben als auch das Raster als Option vorschlug, vor allem aber den Prozess einer Weiterentwicklung und Veränderung, einer Anpassung und Optimierung des Schreibens vorsah.“ (S. 74). Monatliche und jährliche Rückblicke des Bieler Arztes folgten zwar auch einem klaren Schema, weisen aber einen durchaus interpretativen Charakter auf, schloss Bloesch in seine Deutungen beispielsweise das Wetter oder Beobachtungen allgemeiner Gesundheitszustände sowie bemerkenswerte Einzelfälle mit ein, die auf ihn einen „tiefen Eindruck gemacht“ hatten.³

Im zweiten Teil entfernt sich die Autorin von der mikrohistorischen Perspektive und widmet sich dem zeitgenössischen Kontext, ohne vor makrohistorischen – ja nationalstaatlichen – Perspektivierungen zurückzuschrecken. Hier werden standespolitische Prozesse und Diskurse sowie die Einbettung ärztlicher Praktiken in ein sich etablierendes kollegiales Umfeld in den Blick genommen. „Unter Kollegen“, so der Name des dritten Kapitels, fragt nach dem Resonanzraum des Schreibens und nach den identitätsstiftenden Elementen eines Arztes, dessen Wissen zunehmend kollektiv aufbereitet wurde – zum Beispiel in Form von wissenschaftlichen Aufsätzen in Fachzeitschriften, die entsprechenden Normen folgten. Solche „kollektive und kommunikative Praktiken der Wissensproduktion“ (S. 93) werden in diesem Teil der Arbeit im Kontext politischer Spannungen der Zeit untersucht. Die Konstruktion einer kollektiven Einheit im Ärzteverein und die allmähliche Gründung von Bezirksvereinen – Bloesch sollte für Biel-Seeland Präsident werden – beleuchtet die Autorin im Spiegel des liberalen Umsturzes von 1830/31 in der Schweiz.

Gafner stellt die Wirkungsstätte Cäsar Bloeschs, den Bezirk Biel-Seeland, in diesem Kontext als Scharnier zwischen Bern und Jura heraus und räumt Bloesch selbst eine herausragende Rolle als Lokalhistoriker und -politiker ein. So fungierte Biel als eine Art Schaltstelle deutsch-französischer Gegensätze, die auch vor theoretischen Diskussionen innerhalb der Medizin keinen Halt machten. Da die Eidgenossenschaft „keine wegweisende medizinische Schule vorzuweisen“ hatte (S. 127), führten Schweizer Ärzte – allen voran Ignaz Paul Vital Troxler – Diskurse an, wie sich die auf nationaler Ebene konstituierende Ärzteschaft positionieren sollte und was die schweizerische Nationalmedizin ausmache. Wie stark politisiert diese Diskurse um Identitätsfindung einer Ärzteschaft waren, zeigt Lina Gafner anhand eines ausgewählten Falls, dem Tod des Nidauer Arztes Eduard Knobel 1851, in den Bloesch selbst mit seiner ärztlichen Expertise verwickelt gewesen war. Der Fall verdeutlicht die Brüchigkeit der Allianz der Ärzteschaft in politisch unruhigen Zeiten und resümiert die Verletzlichkeit des ärztlichen Habitus als Experten.

2 Vgl. dazu Cäsar Adolf BLOESCH, Allgemeine Grundsätze der theoretischen und der praktischen Medizin, ausgezogen aus meinem Tagebuch ärztlicher Besuche und Konsultationen, in: Mitteilungen der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern 1 (1866), 1–150, hier 28.

3 Cäsar Adolf BLOESCH, Einige Rückerinnerungen aus dem Jahr 1846, in: Schweizerische Zeitschrift für Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe (1848), 345–356, hier 349.

Während medizinische Zeitschriften als Bühnen der Profilierung in Gafners Arbeit relativ kurz abgehandelt werden, stellen kollektive Wissenspraktiken im Verein ein letztes umfassenderes Kapitel des zweiten Teils dar. Hier stehen die oftmals heiklen Aushandlungsprozesse innerhalb lokaler Ärztevereine im Fokus. Der Verein schuf „neue Bedingungen der Wissensproduktion und -zirkulation“ (S. 158) und zeugt von einer Phase des Übergangs hin zur seriellen Erfassung von Wissen, namentlich der Medizinalstatistik, die im Mittelpunkt des dritten Teils der Studie steht.

Auch wenn die historische Kontextualisierung eine der Stärken der Arbeit darstellt, liest sich der zweite Teil stellenweise etwas zäh: Während sich der erste Teil sehr nah an der Hauptquelle, dem Praxisjournal, orientiert und damit in sich sehr kohärent ist, verlassen die Leserinnen und Leser dieser Untersuchung im zweiten Teil etwas gezwungen das im Titel vorgegebene Setting einer Lokalstudie und finden sich in makrohistorischen Perspektivierungen wieder, in denen Bloesch stellenweise gar keine Erwähnung findet (vgl. 3.1 und 3.3.). Das Unterkapitel 3.4 versucht durch einen ausgewählten Fall, in den Cäsar Bloesch als Experte sogar selbst verstrickt war, zwar den Bogen zurück zum Protagonisten zu schlagen, doch leidet die Kohärenz des dritten Kapitels dadurch etwas.

Das vierte Kapitel und damit der dritte Teil der Studie widmet sich verschiedenen Schreibformaten wie Zeugnissen, Gutachten, Berichten und Tabellen, denen sich Bloesch bediente und fragt nach dem Wissen, welches diese vorgeschriebenen Formate dem Arzt abverlangten und welche Möglichkeiten sie ihm eröffneten. Im ersten Unterkapitel steht die Medizinalstatistik im Fokus, die an der Schnittstelle zur staatlichen Verwaltung und Politik steht. Lina Gafner stellt hier die Bedeutung und Funktion des Praxisjournals heraus, das Bloesch auch als Datenbasis zur Erstellung von Statistiken und Rückblicken diente, die er gut und gerne als Präsident in den Bezirksverein Biel-Seeland zum Besten gab. Geschickt bettet die Autorin diese ärztliche Praxis und Wissensproduktion durch die Methode der Statistik in den Kontext – „der Kreuzung zwischen Medizin, Gesellschaft und Politik“ (S. 178) – ein, deren Relevanz für Staat und Öffentlichkeit stetig zunahm.

Dass eine vereinheitlichte Administration und daraus folgend eine bessere Kommunikation unter Ärzten durch das Anfertigen von Statistiken erreicht werden konnte, zeigt Gafner am Beispiel der Impftabellen im zweiten Unterkapitel. Nach einem recht ausführlichen Exkurs zu den Pockenschutzimpfungen und den damit verbundenen Aushandlungsprozessen, wer wie mit welchem Recht impfen durfte und wer nicht, wird in Bezug auf Bloesch dessen „wissenschaftliches Desinteresse an der Pockenschutzimpfung“ herausgestellt und dass dieser die Impfung als Praktik und die Tabelle „als verordnete Buchführungsnorm“ übernahm (S. 205).

Die professionelle Zeugenschaft stellt ein weiteres Format Bloeschs alltäglicher Praxis als Arzt dar. Das Arztzeugnis diente im Zuge des 19. Jahrhunderts zunehmend „als verwaltungsrechtliche Schranke in Regelsystemen und Institutionen, wie etwa im grenzüberschreitenden Verkehr, im Militärdienst oder in der Armenhilfe“ (S. 210). Doch zeigt das Praxisjournal, dass das ärztliche Zeugnis letztlich Teil eines Systems war, „welches den Arzt als eine Art Patron mit seiner Klientel verband“ (S. 214), also entgegen der Gesetzgebung auch interessengeleitet gehandelt wurde.

Obduktionsprotokolle und Gutachten boten dem Arzt ebenfalls Freiräume und Interpretationsspielräume, die es auszuschöpfen galt. Insbesondere die Begutachtung der Zurechnungsfähigkeit von Täterinnen und Tätern öffnete den Ärzten neue Aufgabenfelder und Einflussbereiche. Anhand von vier Fällen, in denen Bloesch als Gutachter auftrat, zeigt Gafner, inwiefern

das Journal als Beweismittel diene und welche Spielräume sich für Bloesch boten, „um sein Urteil nicht allein auf physiologische und anatomische Faktoren stützen zu müssen, sondern moralische, ‚seelische‘ und soziale Faktoren mit einbeziehen zu können.“ (S. 232). Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass sich diese Handlungsspielräume vor allem im Bereich der Psychiatrie eröffneten, einem Feld, das sich gerade erst konstituierte.

Im letzten Abschnitt nimmt Lina Gafner auf den alternden Bieler Arzt Cäsar Bloesch Bezug. Sie schildert dessen zunehmende Selbstreflexion, die auch im Praxisjournal in Form von autobiografischen Kapiteln, einer Einleitung für seine Memoiren und einem Gebet deutlich wird. In die Reihe verschiedener Schreibtechniken und -formate, die das Journal ausmachen, reiht sich letztlich auch jene „des intimen Dialogs des Schreibers mit sich selbst“ ein (S. 238). Gafner konstatiert für diesen Wandel am Ende der 55 überlieferten Bände eine „Arena für Bloeschs Selbstdarstellung: Fleiss, Kontinuität, wissenschaftliche Neugier, genaue Beobachtung und deren sorgfältige Aufzeichnung.“ (S. 239). Der dritte Teil schließt mit einem Gemälde von Bloesch, das nach dessen Tod 1865 angefertigt wurde und ihn als studierten Arzt mit seinem Journal repräsentiert.

Im fünften und letzten Kapitel resümiert Gafner die Bedeutung ärztlicher Schreibarbeit, indem sie die wesentlichen Ergebnisse der drei Hauptteile prägnant und treffend zusammenfasst. Erstens versteht sich das Journal als „Ort des geistigen Rückzugs“ (S. 244) und „des Sammelns ärztlicher Erfahrung“ (S. 245), die Bloesch sowohl in Form von epistemischem wie administrativem Schreiben festhielt. Zweitens lassen sich Bloeschs medizinalstatistische Praktiken in einen größeren regional- wie nationalstaatlichen Diskurs um Hygiene und allgemeinen Gesundheitszustand einbetten. Cäsar Bloesch, der selbst Teil einer politischen Elite seiner Region war, fungierte als Promotor eines staatlichen Institutionalisierungsprozesses, indem er sein Wissen den Behörden zur Verfügung stellte und es ebenso im Verein oder durch wissenschaftliche Publikationen mit seinen Fachkollegen teilte. Drittens repräsentiert das Journal den Arzt als freien Gelehrten, der seine Schreibpraxis auch in einer freien Gestaltung des Journals ausdrückt. Die ärztliche Buchführung ist zudem als Ausdruck männlicher und bürgerlicher Subjektivierung zu verstehen, die sich im Zuge des 19. Jahrhunderts herausbildete. Der Arzt wurde zum Scharnier zwischen Institution und Individuum.

Leserinnen und Leser, die ärztliche Schreibpraxis im 19. Jahrhundert als Wissens- und Wissenschaftsgeschichte der Medizin verstehen, werden bei Lina Gafner fündig. Konzeptionell und theoretisch in der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte verortet, liefert sie ein Werk, das von einer 55 Bände umfassenden Quelle ausgeht und diese geschickt in ihren historischen Kontext einbettet. Gafners besonders leserfreundliche Ausdrucksweise wird ergänzt durch eine die Studie durchziehende Konstruktionstransparenz: So wird zu Beginn eines jeden Kapitels dargelegt, welches die konkreten Ziele und Fragestellungen sind. Lediglich einige Unterkapitel wie 1.2 („Zum Inhalt“) oder 3.3 („Medizin, Geschichte und nationale Identität“) hätten etwas attraktivere Überschriften verdient.

Ausgehend vom Verständnis des Journals als Sachquelle hätte vielleicht etwas stärker problematisiert werden können, wie die Rezeption nach Bloeschs Tod verlief – oder besser gesagt: warum das Journal erst so spät wiederentdeckt wurde. Ebenso interessant wäre die ausführlichere Thematisierung einer Inszenierung dieser Materialität gewesen wie am Beispiel des Gemäldes angeschnitten.

Mit der Versprachlichung von (Nicht-)Wissen (vgl. S. 253) für ein fachkundiges staatliches Publikum im Zuge der Institutionalisierungsprozesse schneidet Lina Gafner einen sehr

interessanten Aspekt an, der innerhalb der Wissensgeschichte der Medizin weiterer Studien bedarf. Insgesamt handelt es sich um eine sehr zu empfehlende Lektüre, deren Besonderheit eben im vermeintlich „ungewöhnlich Normale[n]“ (S. 9) des Praxisjournals liegt. Von dieser einzigartigen Quelle geleitet, widmet sich Gafners Dissertationsschrift einer Zeit, die innerhalb der Medizingeschichte zu Unrecht etwas vernachlässigt wird. So liefert Gafners Untersuchung einen wertvollen Beitrag, die Zeit vor der Ära der Bakteriologie als „Sattelzeit“ mit all ihren Transformationsprozessen durch das Prisma einer gelungenen lokalen Fallstudie zu beleuchten.